

eine
über-
n die
s bei
t nicht
um zu
en, es
e, von
über-
dieser
3, als
igfach
ischem
dass
fallen
Name
chek.

kümmern und veröden, sondern es ist auch ein Unglück für das Theater selbst. Es ist ein Unglück, dass sich immer mehr und mehr undramatische Naturen zum Theater drängen, geborene Novellisten oder Poeten, die sich gewaltsam erst zur dramatischen Form zwingen müssen, weil nun eben einmal das Theater heute für die jungen Leute der einzige Weg zum Publicum ist. Daher die vielen schlechten Stücke, die vielleicht ganz gute Novellen geworden wären, aber — das Thema ist undramatisch, der Autor ist kein Dramatiker, wie soll das je ein Drama geben? Und so, immer und immer wieder Dinge auf der Bühne sehend, die nach ihrem ganzen Wesen gar nicht auf die Bühne gehören, müssen wir ja auch nach und nach selber allen dramatischen Sinn und das dramatische Gefühl verlieren und der Schluss wird also sein: zuerst bringt jetzt das Theater den Roman und die Novelle um — und dann werden sie sich rächen, die Novelle und der Roman, dann bringen sie am Ende das Theater um. Und das alles bloß, weil bei uns jeder Mensch ins Theater geht und kein Mensch ein Buch liest und weil so das bishere Interesse für Literatur, das wir haben, ganz vom Theater allein absorbiert wird.

Aber warum liest denn bei uns kein Mensch ein Buch? Das ist die Frage. Warum liest bei uns kein Mensch ein Buch? Darauf hat das Publicum eine sehr einfache Antwort: Welche denn, welche Bücher soll ich denn lesen? Alle? Alle, die überhaupt erscheinen? Das wird doch kaum gehen. Also welche? Wo kann man das erfahren, welches Buch gelesen zu werden verdient? Im Theater besorgen die Directoren die Auswahl und dann kann ich ja warten, bis die Zeitungen gesprochen haben oder wenn ich ganz sicher sein will, warte ich die zehnte, zwölfte Vorstellung ab, das ist doch schon eine gewisse Garantie. Aber bei Büchern! Wer garantiert mir da? Die Zeitungen? Mein Gott, die Zeitungen drucken die meiste Zeit die Waschzettel der Verleger ab: ich weiß also nie, ob das, was da steht, nicht am Ende bloß die Meinung des Autors selbst über sich oder seines Verlegers oder eines guten Kameraden ist — Recensionen und Recensionen sind ja heute für den Laien kaum mehr zu unterscheiden. Also, was soll ich da thun — ich, das Publicum? Wen soll ich fragen? An wen soll ich mich wenden? Ich müßte eben jemanden haben, jemanden zwischen mir und den Autoren, der meinen Geschmack ungefähr kennt, der die neuen Bücher liest und der mir empfiehlt, was mir gefallen dürfte. Es müßte einen Ort geben, wo man so jemanden finden kann.

In anderen Ländern gibt es solche Orte, wo man so jemanden findet. In anderen Ländern gibt es das, was man einen literarischen Salon nennt. Ein literarischer Salon ist ein Ort, wo um eine schöne oder doch elegante Frau herum ein paar neugierige Leute sitzen und sich von jemandem erzählen lassen, was in der Literatur vorgeht. Irgend jemand, der die Autoren kennt und ihre Bücher liest, sagt da den Damen und den Herren an, was von den neuen Sachen noch nur erst ein verwegenes Experiment, ein bloßer Versuch für das Atelier ist, was vielleicht schon eine gewisse Achtung verdient und was sie schließlich getrost lesen können. Manchmal schlägt er wohl auch ein Buch auf und liest ein paar Seiten vor, damit sie selbst urtheilen können. Dann mag jeder nach seinem Geschmack wählen. Das ist es, was uns fehlt. Das ist es, was wir brauchen würden. Einen literarischen Salon würden wir brauchen.

Nun, einen literarischen Salon kann ich Ihnen ja leider auch nicht geben. So etwas läßt sich nicht gut auf Actien gründen. Zudem: wo solche Dinge nicht natürlich geworden sind, wird kein künstlerischer Versuch mit ihnen gelingen. Aber etwas anderes könnte man vielleicht versuchen. Sehen Sie: man hat freie Bühnen gegründet, das heißt also, Theater, die, ohne eigentliche Theater zu sein, doch wie solche und an ihrer Stelle wirken konnten. Wie wäre es nun, auf dieselbe Art etwas wie einen freien Salon zu versuchen, der also auch, ohne eigentlich ein Salon zu sein, doch wie ein solcher und an seiner Stelle wirken könnte. Dies hier ist ja gewiß kein eigentlicher Salon, aber schließlich ist es auch ein ganz nettes Zimmer, nicht? und so lade ich Sie denn ein, ob es Ihnen nicht vielleicht Spass macht: ob Sie nicht von Zeit zu Zeit hier mit mir — literarischen Salon spielen möchten. Wir werden ja bald sehen, ob es geht. Vielleicht amüsiert es uns ein bißchen. Und geht es schließlich nicht, so haben wir doch ein literarisches Experiment gemacht und werden eine hübsche Erinnerung haben.

Ich möchte aber, wenn Sie einverstanden sind, dass Sie mir dann auch erlauben, mich wirklich wie in einem Salon zu betragen. Also keine Gelehrsamkeit, keine großen Programme, auch keine Declamation, sondern ich plausche eben mit Ihnen — und immer mit der größten Freiheit. Das eine Mal werde ich kommen, um Ihnen von einem neuen Dichter zu erzählen, was er bereits geschrieben hat, was man noch von ihm erwarten darf und wie er so in seinem ganzen Wesen ist. Ein anderes Mal lese ich, statt viel zu reden, Ihnen lieber etwas vor. Aber auch dabei, bitte dürfen Sie nie unsere Fiction vergessen: dass wir ja in einem Salon sind. Nur wie in einem Salon kann ich vorlesen. Ich bin ja kein Recitator; jeder kleine Schauspieler würde das besser können. Dafür lese ich aber — hoffentlich — intimer und mit gewissen literarischen Accenten, die die Schauspieler nicht haben. Sie werden mir auch erlauben, bisweilen mitten in einer Geschichte abzubrechen und den Rest oder doch einen Theil nur in ein paar Worten anzudeuten, wenn er mir unwesentlich

oder unwichtig scheint, oder wenn ich glaube, dass gerade dieser Theil mit den Augen gelesen werden muß, nicht mit den Ohren. Gleich mit der ersten Geschichte, die ich Ihnen heute bringe, will ich es so machen, weil mir da manches mehr für das innere Gehör bestimmt zu sein scheint. Solche Freiheiten möchte ich mir nehmen und ich hoffe, Sie werden sie mir geben: denn, bedenken Sie nur immer, dass das ja kein Katheder und keine Kanzel ist, sondern dieser Sessel stellt einen Fauteuil vor und Sie sitzen um mich herum und wir plauschen — und wenn ich hier und da vielleicht dem einen oder dem anderen schließlich ein bißchen Appetit auf Literatur machen werde, so bin ich sehr vergnügt: denn das ist alles, was ich mir wünsche.

Ich denke, ich brauche Ihnen nun wohl nicht erst zu sagen, warum ich meinen Versuch gerade mit diesen zwei Sachen beginne: mit einer neuen Novelle von der Ebner-Eschenbach und mit dem letzten Poem von Ferdinand von Saar. Ich denke, dies müssen Sie ja selber fühlen. Es ist ein Bedürfnis des Menschen, wenn er etwas anfängt, einen guten Namen anzurufen. Der soll ihn schützen, der soll ihm helfen. Aber welche besseren Namen, die uns theurer wären, hätten wir denn in Oesterreich als den jener gütigen, der Jugend ein bißchen spöttisch, aber milde zulächelnden Frau und unseres edlen alten Meisters? Wie zwei liebe Statuen stehen die beiden am Eingang unserer neuen Literatur und was wir auch thun, immer werden wir uns von Zeit zu Zeit zu ihnen wenden und mit einem zärtlichen Blick ihnen ein Zeichen unserer Ehrfurcht geben. In ihren Namen, in ihren guten Namen will ich denn beginnen.*) Hermann Bahr.

Eine Berichtigung.

Wien, am 5. November 1897.

Geehrter Herr Redacteur!

Leider werde ich erst verspätet auf Ihren Artikel „Der Fall Clémenceau“ in der Nummer 160 Ihrer geschätzten Zeitschrift aufmerksam gemacht. In demselben heißt es: „Herr Dr. Foregger ist der Advocat des Herrn Müller-Guttenbrunn, er thut also nur seine Pflicht, wenn er dem Director Gettke Verlegenheiten zu bereiten sucht.“

Ich ersuche Sie, in der nächsten oder zweitnächsten Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift gefälligst zu berichtigen: dass ich weder der Advocat des Herrn Müller-Guttenbrunn bin, noch es jemals war, und dass ich in der Angelegenheit des Raimundtheatervereines niemals von dem Beweggrunde geleitet wurde, dem Herrn Director Gettke Verlegenheiten zu bereiten.

Mit vollster Hochachtung:

Dr. R. Foregger.

Wohlgeboren Herrn Dr. Heinrich Kammer, Wien.

Die Woche.

Ein mißlungener Boycott.

Wir haben ein Verhängnis nachzuholen. Vor drei Wochen schon hat sich ein den Bestand der „Zeit“ in seinen tiefsten Grundfesten erschütterndes Ereignis zugetragen. Wir waren so leichtsinnig, uns drei Wochen lang gegen diesen capitalen Anschlag gar nicht zu wehren. Jetzt zeigt es sich, dass unser Leichtsinns nicht so übel berathen war. Das furchtbare Attentat gegen die Existenz der „Zeit“ hat sich als ein ohnmächtiger Schlag in die Luft erwiesen, der uns nichts geschadet, diejenigen aber, die ihn mit mördischer Pose geführt, lächerlich gemacht hat. Wir haben uns dabei sehr gut unterhalten, und wir sehen nicht ein, warum wir nicht auch unseren Lesern das gleiche Vergnügen verschaffen sollten. Deswegen sei es ihnen hier erzählt.

Die komischen Helden dieser Geschichte sind die badenisierten Jungcechenführer. Den näheren Anlass zu ihrem Abberitenstück gab ihnen eine Notiz der „Zeit“, in welcher die Bertheidigungsrede glossiert wurde, die Dr. Herold im Abgeordnetenshaule dem Badenischen Geheimerrats gewidmet hatte. Die betreffende Notiz lautete:

„Der jungcechische Abgeordnete Dr. Herold hat sich als langjähriger Bertheidiger von Wucherern vor den böhmischen Strafgerichten bereits einen Namen gemacht. Es zeugt von der weisen Berechnung der Majorität, dass sie diese bewährte Kraft dem Grafen Baden in den parlamentarischen Anlagendebatten als Hauptvertheidiger zur Verfügung gestellt hat.“

Diese Notiz scheint unter den Jungcechen-Führern furchtbar eingeschlagen zu haben. Sie erschien am 23. October in der „Zeit“, und schon am folgenden Tage, am 24. October, veröffentlichte das jungcechische Parteiorgan „Narodni Listy“, mit ausdrücklicher Berufung auf diese Notiz, eine feierliche Boycott-Erklärung gegen die „Zeit“. Das war der tödtliche Anschlag gegen die „Zeit“. Unser Blatt wird in Böhmen ebenso wie von der deutschen, auch von der cechischen Intelligenz fleißig gelesen. Die zahlreichen cechischen Leser in Böhmen sollten nun durch die Boycott-Erklärung der „Zeit“ abipenstig gemacht und dadurch unserem Blatte nicht nur ein geschäftlicher, sondern — was uns weit näher gieng — auch ein moralischer Schaden zugefügt werden. Das war die Absicht der Boycott-Erklärung. Sie ist total mißlungen. Wir warten jetzt schon drei Wochen auf den Sturm von cechischen Absage-Erklärungen, den die „Narodni Listy“ mit ihrem Boycott offenbar herausbeschwören wollten. Wir haben bisher — außer der Absage des Herrn Dr. Herold selbst — keine einzige cechische Absage aus Böhmen erhalten.

*) Nach diesen Worten wurden „Verfollten“, eine Künstlergeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach und zwei Gefänge der „Pincelliade“ von Ferdinand von Saar vor gelesen.
Ann. d. Redaction.